

(Nachdruck verboten.)

16]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Um Mitternacht empfahlen sich die letzten Gäste, und die Neuvermählten blieben allein im Hause mit der Sennora Augustias. Als der Sattler sich mit seiner Frau zurückzog, sah er ganz verzweiflungsvoll aus. Abgesehen von dem Affen, den er sitzen hatte, war er fuchsteufelswild darüber, daß während des ganzen Tages niemand von ihm Notiz genommen hatte. Als ob er nichts zu bedeuten habe! Als ob die Familie ein leerer Wahn sei!

„Man schneidet uns, Encarnacion, ich sag's Dir, man setzt uns den Stuhl vor die Tür. Dies Frauenzimmer mit dem Madonnengesicht wird die Bügel in die Hand nehmen und unsere Rolle ist ausgespielt. Sie werden jetzt Kinder kriegen, was das Zeug hält. In solchen Dingen hab' ich den richtigen Blick.“

Und der mit Kindern gesegnete Biedermann entrüstete sich bei dem Gedanken an die künftigen Sprossen des Espadas, die da kommen sollten zu dem einzigen Zweck, die seinigen zu beeinträchtigen.

Die Zeit verstrich; ein Jahr war vorbei, und die Vorherfahrungen des Sennor Antonio waren noch nicht in Erfüllung gegangen. Gallardo und seine Frau zeigten sich auf allen Festen mit dem Luxus von Parvenüs: sie, in Schals, die den armen Frauen Rufe der Bewunderung entlockten; er, riesige Diamanten zur Schau tragend und jederzeit mit dem Portemonnaie in der Hand, um im Café die Bekannten freizuhalten, oder Almosen unter die rudelweise ihn angehenden Bettler zu verteilen. Die Zigeunerinnen, braune geschwähige Hexen, umdrängten Carmen mit ihren Glücksverheißungen. Gott möge sie segnen. Sie werde einen Sohn gebären, schöner als die Sonne. Das sehe man ihr an dem Weiß im Auge ab. Er sei schon so gut wie da.

Aber vergebens wurde Carmen bei diesen Worten rot vor Freude und Scham, vergebens blies sich der Espada stolz auf bei dem Gedanken an die baldigen Vaterfreunden. Der ersehnte Sohn blieb aus.

Und so verstrich ein weiteres Jahr, ohne daß die Hoffnungen des Ehepaares sich verwirklichten. Die Sennora Augustias wurde traurig, wenn man zu ihr von diesen Enttäuschungen sprach. Sie besaß allerdings schon Enkelkinder, die Kinder der Encarnacion, die auf Geheiß des Sattlers den ganzen Tag in der Wohnung der Großmutter verbrachten und sich beflissen, in allen Stücken dem Herrn Onkel gegenüber liebenswürdig zu sein, aber sie hegte den geheimen Wunsch, die harte Behandlung, die sie früher ihrem Juan hatte zuteil werden lassen, einigermaßen wieder gutzumachen; sie hätte gerade diesem ein Kind gewünscht, um es zu verhüten und ihm alle Liebe zuzuwenden, die sie dem Vater in seiner elenden Kinheit vorenthalten hatte.

„Ich weiß schon, woran das liegt,“ sagte betrübt die Alte. „Die arme Carmen hat keine Ruhe. Man muß sehen, wie sie sich aufregt und abhärmt, wenn Juan da draußen in der Welt herumirrt.“

Im Winter, während der Ferienzeit, wenn der Torero daheim war oder bloß Ausflüge aufs Feld machte, um an Viehauslesen oder Jagden teilzunehmen, ging alles gut. Cormen war froh und ruhig, da sie wußte, daß ihr Mann keine Gefahr lief. Sie lachte beim geringsten Anlaß; ihre Ehrlust kehrte wieder, und ihre Gesichtsfarbe war die eines gesunden Menschen. Aber sobald der Frühling kam und Juan hinauszog, um in den Arenen Spaniens seine Haut zu Markte zu tragen, ward ihr schlimm zumute; sie verlor ihren frischen Teint, sah blaß und eingefallen aus, und ihre Tränen flossen unablässig.

„Zweiundsiebzig Corridos hat er dieses Jahr,“ sagten die Hausfreunde beim Besprechen seiner Engagements. „Niemand ist so gesucht wie er.“

Und Carmen hörte es mit schwerlichem Nücheln. Zweiundsiebzig Tage, wo sie in tausend Angsten schweben werde, wie ein zum Tode Verurteilter in seiner Zelle, in tödlicher

Erwartung der Drahtmeldung, die ihr Kunde vom Ablauf der Corrida brachte. Zweiundsiebzig Tage des Schredens, voll banger Ahnungen und unheimlicher Vorstellungen, wo sie oft glaubte, daß ein in einem Gebet unterlassenes Wort einen Einfluß auf das Geschick des Abwesenden auszuüben vermöchte. Zweiundsiebzig Tage eines unsagbar qualvollen Gefühls inmitten ihres stillen Daseins, wo alles seinen gewohnten Gang ging, als ob in der Welt nichts Außergewöhnliches vorkomme, ohne andere Abwechslung als das Lärmen ihrer Kesseln und Richten unten im Hof, und den Gesang des Blumenhändlers auf der Straße; während weit, weit fern in unbekanntem Städten ihr Juan vor den Augen von Tausenden von Menschen mit wilden Tieren kämpfte und den Tod an seine Brust drückte.

Ja, diese Corridatage, Tage der festlichen Stimmung, an denen der Himmel glanzvoller als sonst schien und die sonst menschenleeren Straßen unter den Schritten der Sonntagspaziergänger widerhallten, an denen die Gitarren erklangen, begleitet von Gesang und Händeklatschen, da unten im Wirtshaus an der Ecke! Aermlich gekleidet, den Schleier über die Augen gezogen, verließ Carmen ihre Wohnung, als wollte sie häßlichen Träumen entfliehen und flüchtete sich in die Kirchen. Ihr schlichter Glaube, mit abergläubischen Vorstellungen verquickt, trieb sie von Altar zu Altar, indem sie die Wunderkraft der verschiedenen Heiligenbilder abwog. Sie betrat San Gil, die populäre Kirche, die Zeuge des schönsten Tages ihres Lebens gewesen, kniete vor der Jungfrau de la Macarena nieder, ließ ihre Kerzen, eine Unmenge Kerzen, anzünden und betrachtete bei ihrem röllischen Schein das dunkle Antlitz des Bildes, seine schwarzen, langwimperigen Augen, die, wie es hieß, den ihrigen glichen. Zu dieser Muttergottes hatte sie Vertrauen. Nicht umsonst war sie die Jungfrau der Hoffnung. Sicherlich beschloß sie Juan in diesem Augenblick mit ihrer göttlichen Macht.

Aber plötzlich brachen Ungewißheit und Angst hervor und schlugen ihren Glauben in Trümmer. Die Muttergottes war ein Weib, und Weiber zählen so wenig mit! . . . Ihre Bestimmung ist, zu leiden und zu weinen, wie sie ihres Mannes wegen weinte, wie die andere wegen ihres Sohnes geweint hatte. Sie mußte sich einer höheren Macht anvertrauen, sie mußte einen mächtigeren Beschützer um Hilfe anflehen. Und indem sie ohne Skrupel, mit der Rücksichtslosigkeit des Schmerzes der Macarena den Rücken kehrte, wie man eine nutzlose Freundschaft aufgibt, eilte sie zur Kirche von San Lorenzo, zum Gnadenbild unseres Vaters Jesus zur großen Macht, des dornengekrönten, Kreuzbeladenen, schweißbedeckten und tränenden Gottmenschen, einem Werk des Bildhauers Montanes, das Entsetzen aushaucht.

Das Trübsal des unter der Kreuzeslast leuchtenden Nazareners schien die arme Frau zu trösten. Herr der großen Macht. . . Diese unbestimmte und großartige Benennung wirkte beruhigend auf ihr Gemüt. Wenn der in Gold und violetten Samt gekleidete Gott ihre Seufzer erhören wollte, ihre hastig gesprochenen Gebete, so war es sicher, daß Juan unverfehrt aus dem Zirkus hervorgehen werde. Bisweilen gab sie auch einem Küster Geld, damit er Kerzen anzünde, und sie verbrachte ganze Stunden damit, die über dem Bilde tanzenden wirren Kessler der Lichter zu betrachten, indem sie auf dem gefirnigten Antlitz im Wechselspiel von Licht und Schatten ein Trosteslächeln, eine gütige Gebärde, die Glück verhieß, zu erspähen wähnte.

Der Herr der großen Macht täuschte sie nicht. Wenn sie nach Hause kam, fand sie den blauen Bettel vor, den sie mit zitternder Hand öffnete: „Wohl und gesund!“ Sie konnte aufatmen, sie konnte schlafen wie der Verurteilte, dessen Hinrichtung aufgeschoben war, aber zwei oder drei Tage später setzte die Qual der Ungewißheit, die furchtbare Marter der Angst und des Zweifels wieder ein.

Trotz ihrer Liebe zu Juan konnte Carmen manchmal heftig aufbegehren. Wenn sie gewußt hätte, ehe sie heiratete, was ein solches Dasein war! . . . Bisweilen auch, wie angezogen durch die Ähnlichkeit der Lagen, suchte sie die Frauen der Toreros auf, die mit zur Cuadrilla Juans gehörten, als ob sie dort Trost finden könnte.

Die Frau des Nacional, der in demselben Stadtviertel eine Schankwirtschaft hatte, empfing die Gattin des Maestros in aller Gemütsruhe und konnte ihre Angst nicht begreifen. Sie war an dieses Dasein gewöhnt. Ihr Mann mußte bei guter Gesundheit sein, da er keine Nachrichten schickte. Telegramme sind teuer, und ein Wanderkellner verdient wenig. Die Zeitungsjungen hatten nichts von einem Unglück ausgehört, da war ganz sicher nichts passiert. Und sie ging wieder an ihre Verrichtungen, als ob ihre Stumpfheit unzugänglich sei für Sorgen und Unruhen.

Ein andermal überschritt Carmen die Brücke und ging ins Trianestadtviertel zur Frau des Potage, des Picadores, einer Art Zigeunerin, die in einem Hause wohnte, das einem Hühnerstall gleich, umgeben von schmutzigen, kupferfarbenen Rangen, unter denen sie durch gräßliches Geschrei Ruht und Ordnung zu erhalten suchte. Der Besuch der Gemahlin des Maestros erfüllte sie mit Stolz, aber ihre Besorgnisse brachten sie beinahe zum Lachen. Sie brauchte nicht bange zu sein. Die Leute zu Fuß retten sich immer aus der Gefahr, und Sennor Juan Gallardo hatte eine große Geschicklichkeit, mit den Stieren fertig zu werden. Die Stiere töteten wenige Leute. Das Schrecklichste war der Sturz vom Pferde. So werde auch der arme Potage enden, und all die Mühe für eine Handvoll Duros, während andere . . .

Sie beendigte den Satz nicht, aber ihre Blicke verrieten deutlich genug den Protest gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals, gegen die unfassbare Tatsache, daß ein hübscher Junge bloß ein Schwert in die Hand zu nehmen und zuzustoßen brauchte, um den ganzen Beifall des Publikums, die Popularität und den Löwenanteil an sich zu reißen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

11) Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von R. Böns.

Aber Thornten stellte sich zwischen ihn und den Hund und machte durchaus keine Miene zur Seite zu treten. Mercedes schrie, weinte und lachte in einem Anfall von Hysterie. Hal zog das Messer, aber der neue Stiel von John Thorntens Art fiel auf seine Hand, daß es klirrend zu Boden flog. Er wollte sich danach bücken, aber wieder traf ihn ein Schlag, nach dem ihm die Luft verging, das Messer aufzuheben. Nun griff John Thornten selbst danach, und mit einem kräftigen Schnitt hatte er Buds Stränge abgetrennt.

Hal gab es auf, sich zu widersetzen. Er hatte genug mit seiner Schwester zu tun, die ohnmächtig in seinen Armen lag. Außerdem ging es ja doch mit dem Hunde zu Ende, und zu gebrauchen war er nicht mehr.

Gleich darauf fuhr der Schlitten ab und wieder dem Flusse zu. Bud hörte es und hob den Kopf. Peil hatte die Leitung, Solles ging vor dem Steuer, die Mittelplätze nahmen Joh und Teel jetzt ein. Mercedes saß oben auf dem Schlitten, Hal ging neben dem Steuer und Charles stolperte auf der anderen Seite daher.

Während Bud dem Zuge nachsah, untersuchte John Thornten ihn mit sanfter Hand. Die Knochen waren nicht gebrochen, aber keine handbreite des Körpers war ohne Beulen und Wunden. Inzwischen war der Schlitten über das Ufer gefahren und wieder mitten auf dem Flusse. Plötzlich schwebte das Steuer hoch in der Luft und daran geklammert hing Hal; das Ende des Schlittens war durch das Eis gebrochen. Ein Schrei der Frau Klang schrill herüber. Charles wandte sich um und lief zurück. Da brach mehr Eis nach und Menschen und Hunde verschwanden. Ein schwarzes Loch in der weißen Fläche war alles, was noch zu sehen war.

John Thornten und Bud sahen einander in die Augen. „Armer Kerl!“ sagte der Mann leise. Langsam und müde legte ihm der Hund die Hand.

VI. Um der Liebe willen.

Als John Thornten sich im Dezember die Füße verfroren hatte, mußten seine Kameraden ihn hier zurücklassen. Sie schlugen ihm ein Zelt auf und machten es ihm so gemächlich wie möglich. Dann fuhren sie weiter, um Holz für eine Sägemühle in Dawson zu beschaffen. Zur Zeit als John dem Hunde das Leben rettete, hinkte er noch immer ein wenig, aber als die warmen Tage kamen, wurden seine Füße ganz besser. Am Ufer im Sonnenschein lag nun Bud und horchte auf das Geräusch des Wassers und den Gesang der Vögel vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Die Ruhe bekam ihm gut nach einer Reise von fast 3000 Meilen. Langsam kam er wieder zu Kräften; seine Wunden waren geheilt, seine Muskeln wurden wieder stramm, und auch ein wenig Fleisch

bedeckte seine Knochen. So warteten sie alle, Bud, John Thornten, Skeet und Rigg, auf das Floß, das den Strom herauf kommen sollte, um sie nach Dawson zu bringen. Skeet war eine kleine irische Setterhündin, die gleich am ersten Tage Bud freundlich entgegengelommen war und seine Pflege übernommen hatte. Wie eine Raubmutter ihre Jungen leckt, so wusch und striegelte sie sein Fell und reinigte seine Wunden. Jeden Morgen gleich nach dem Frühstück begann sie ihr Liebeswerk, und Bud, der es anfangs nur aus Schwäche geduldet hatte, freute sich nun daran und ließ es sich gern gefallen. Moor war ihm auch freundlich gesinnt, wenn er es auch nicht so auffällig zeigte. Er war ein großer, schwarzer Hund von unbestimmter Art, dem die Gutmütigkeit aus den großen braunen Augen sah.

Bud war erstaunt, daß die Hunde gar nicht eifersüchtig waren. Sie schienen geradeso großherzig und edel zu sein wie ihr Herr. Als Bud stärker wurde, balgten sie sich mit ihm herum und trieben mit ihm allerhand närrische Spiele, an denen auch John Thornten teilnahm. So verging die Zeit schnell, und unversehens war Bud mitten in einem neuen Leben. Er konnte es kaum begreifen, daß alles jetzt wieder so anders war als vordem. Liebe, wahre Leidenschaftliche Liebe war zum ersten Male in sein Herz eingezogen. Die hatte er früher auch im Tale von Sante Clara nicht kennen gelernt. Mit den Söhnen des Pflanzers hatte ihn damals so eine Art Kameradschaft verbunden, den Enteln war er Beschützer und Wächter gewesen, und für seinen Herrn hatte er eine stille, treue Freundschaft empfunden. Aber das Gefühl für John Thornten war etwas ganz anderes, das war Liebe, bewundernde, begeisterte, heiße Liebe.

Dieser Mann hatte ihm das Leben gerettet, und das schätzte er gewiß nicht gering ein, was ihn aber mehr wie alles andere im Leben beglückte, das war die Art und Weise, wie John Thornten mit ihm umzugehen pflegte. Es gab ja wohl noch mehr Leute, die ihre Hunde gut behandelten, aber so wie John Thornten war doch niemand. Wie ein Vater für seine Kinder, so sorgte er für seine Hunde. Nie vergaß er, ihnen ein freundliches Wort zuzurufen, wenn er an ihnen vorbeiging, und wenn er sich gar zu ihnen setzte und mit ihnen sprach, dann leuchtete das Glück hell aus ihren Augen.

Keine größere Freude gab es für Bud, als wenn John Thorntens Hände sein Fell tauschten, wenn er ihn an den Ohren nahm und hin- und herschüttelte, oder wenn er seinen großen gottigen Kopf zwischen seine beiden Hände nahm und auf den Kopf des Hundes dann den seinen legte. Merkwürdige Schimpfworte waren es, die dann die Lippen des Mannes murmelten: „Alter Esel, Lump, Dummkopf, verfluchter Kerl!“ Dem Hunde aber klangen sie wie lauter Rosenamen.

Auch Bud hatte seine eigene Art für Zärtlichkeiten. Er nahm die Hand seines Herrn in sein großes Maul und preßte die Zähne so fest aufeinander, daß die Male noch lange danach tief im Fleische blieben. Aber wie Bud die Schimpfworte hinnahm, als was sie gelten sollten, so verstand auch John Thornten den Liebesbeweis seines Hundes.

Aber wenn Buds Herz auch fast brach vor über großem Glück bei jeder Berührung durch seinen Herrn, so suchte er doch keine Zärtlichkeit, wie zum Beispiel Skeet, der seine feuchte schwarze Nase so lange unter Thorntens Hand schob, bis er gestreichelt und geklopft wurde. Und auch wie Moor machte er es nicht, der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um seinen großen Kopf zärtlich an Thornten zu reiben. Ihm war es genug, wenn er seinen Herrn nur sehen konnte. Stundenlang konnte er still zu seinen Füßen liegen, ihm ins Gesicht sehen und jede seiner Mienen beobachten. Stand er auf, so folgten ihm die Augen seines Hundes, wohin er ging. So stark empfand er manchmal diesen Blick, daß er von der Arbeit auffah und ihm zunickte.

In der ersten Zeit konnte Bud es kaum ertragen, allein zu sein. Wenn Thornten das Zelt verließ, so folgte er ihm auf Schritt und Tritt, denn stets hatte er Angst, daß dieser Herr aus seinem Leben auch verschwinden konnte wie François, Berraalt und die anderen. Selbst im Traum kam ihm die Furcht; dann stand er auf, schlich an das Lager des Mannes, und erst wenn er die regelmäßigen, tiefen Atemzüge hörte, war er beruhigt und zufrieden.

Aber trotz seiner Liebe zu John Thornten, der alle guten Eigenschaften früherer Tage in ihm wieder erweckt hatte, war er nicht derselbe Hund wie ehedem. Treue und Anfänglichkeit, Eigenschaften des Haustieres, waren wieder in ihm aufgelebt, aber daneben lebte auch das Raubtier, das der Norden in ihm großgezogen hatte. Wenn er auch um seiner Liebe willen nicht John Thornten bestahl, so tat er es doch ohne Besinnen, wo immer sich sonst bei Fremden Gelegenheit dazu bot, und so schlau fing er es an, daß er nie dabei ertappt wurde.

Sein Körper war bedeckt von Narben, die ihm Weisereien mit anderen Hunden zugetragen hatten, denn er war rauflustiger wie je zuvor, und hinterlistig dazu. Skeet und Moor waren zu gutmütig, als daß er mit ihnen Gängel angefangen hätte, und außerdem gehörten sie John Thornten. Aber andere Hunde, die nicht sofort seine Oberherrschaft anerkannten, hatten es mit dem Leben zu büßen. Erbarmen kannte er nicht mehr. Er hatte von Spitz und den Hunden der Gendarmenlager und der Schlittenposten gelernt und mußte, daß es hier kein Mittelgebirg gab. Töten oder

Getöfel werden hieß es, alles andere galt als Feigheit. Und diesem Naturgesetze lange vergangener Tage gehorchte er.

Er war ja auch älter als die Tage, die er selbst gesehen hatte. Er war ja nur ein Glied, das die Gegenwart mit der Vergangenheit verband, und die Ewigkeit ging durch ihn hindurch in die Zukunft. Wohl sah er als braunhaariger, zottiger Hund an John Thorntens Feuer, aber hinter ihm standen die Schatten aller möglichen Hunde, ja sogar die von Halbwölfen und Wölfen; sie lebten mit ihm und beeinflussten ihn, lehrten ihn Dinge und Laute verstehen, die er nie gekannt hatte; sie legten sich mit ihm zur Ruhe und lebten weiter in seinen Träumen.

So gebieterisch rief die Stimme seiner wilden Vorfahren, daß er manchmal die Menschen ganz vergaß. Tief aus dem Walde klangen ihre Rufe, und wenn er sie hörte, so überließ ihm ein geheimnisvoller Schauer, und die Versuchung kam über ihn, alles im Stiche zu lassen und ihnen zu folgen, einerlei wohin. Aber sobald die Stille des Waldes ihn umfing, erwachte seine Liebe zu John Thornten wieder und führte ihn zurück.

Thornten allein hielt ihn; alle anderen Menschen galten ihm nichts. Ob Reisende, die vorbeikamen, ihn lobten und streichelten, es war ihm gleich. Wurde einer einmal gar zu lebhaft dabei, dann stand er ruhig auf und ging davon. Als Thorntens Freunde Hans und Peter ankamen wollte Bud erst nichts mit ihnen zu tun haben, bis er merkte, daß sie seinem Herrn nahestanden; dann duldete er es, daß sie ihn klopften, aber er tat immer, als ob er ihnen eine Gnade erwies. Sie waren von derselben Art wie Thornten, einfach und gut, und ehe noch ihr Floß in Dawson angekommen war, wußten Menschen und Hund, was sie voneinander zu halten hatten, und die Männer versuchten nicht mehr, Bud zu behandeln wie ihre anderen Hunde.

(Fortsetzung folgt.)

Allerhand feigenblätter.

Botanische Seltsamkeiten in Galerien und Museen.

Im Gegensatz zu Linné, Humboldt, Darwin und anderen tüchtigen Botanikern ist dem Künstler wie dem Kunstfreund leider eine eigene Spezies „Feigenblatt“ besonnt, die er in zwei Familien einteilt. Die eine allgemein bekannte findet sich in Tausenden von Exemplaren an jedem Feigenbaum, *Ficus carica* L., ist dunkelschmutzgrau, hat eine dem Weinblatt ähnliche fünfklappige Form und kontrastiert im sonnigen Süden auf wundervolle Art mit dem samtstimmenden Gebälk der Olivenhaine und dem giftgrünen Fleischblatt der Opuntien. Die zweite Familie wächst seltsamerweise weder auf Bäumen noch auf Sträuchern; man entdeckt stets nur ein einzelnes Exemplar und ist überrascht, es gerade an einem Ort zu finden, wo es kein vernünftiger Mensch gesucht haben würde: es ist eine Schmarotzerpflanze, die sich in allen möglichen Formen an Kunstwerken aller Art ansetzt, an Drucke, Statuen, Bilder, Mosaike usw. in Gestalt von Lendengürt mit Pompons, Hemdenzipfel, Gürtelende, Schild oder Stola, Gewandfalten, am häufigsten wohl in Form eines Feigen- (Familie I) oder Weinblattes. Es spielt gewöhnlich dem Künstler den Schabernack, einen Teil seiner Arbeit, auf den er doch ebenso viel Fleiß und Beobachtung verwendete, wie auf die anderen, einfach zu verdeden, ist infolgedessen nicht sehr beliebt, läßt sich aber doch trotz aller Anstrengung nicht völlig ausrotten.

Nach dem alten Schneiderspruch:

Das erste Gewand
Schuf Gottes Hand

reicht sein Stammbaum eigentlich direkt bis ins Paradies, für die Kunst wurde es aber doch erst später geschaffen, so etwa im 16. Jahrhundert; die ersten Formen des Feigenblattes waren komplette Hosen und Röcke. Nach dem glorreichen Pontifikat Julius II., dem die Kunstwelt aller Zeiten danken wird, tauchten die Ruditätsknäufler auf und fanden an den Kunstwerken der zu neuem Leben erwachten griechisch-römischen Antike und an vielen Werken der neuerstandenen Renaissance so manches, was nicht vor aller Welt zu tage treten dürfe, und es begann das Zeitalter des Feigenblattes, das man bisher selbst in den Gemächern der Päpste nicht kannte. Der famose Graf Pomphil ließ all seinen Statuen, die sich heidnischer Nacktheit erfreuten, richtige Weinleider anfertigen. Die griechischen Göttinnen belamen ganze Gewänder an, und heute noch trägt die Venus des Praxiteles im vatikanischen Museo Pio Clementino (Nr. 574), die sogenannte knidische Aphrodite, ein Gewand von Blech, das alles, alles zudeckt. Die Wandgemälde belamen Uebermalungen, und seit jener Zeit grassiert diese Schmarotzerpflanze, vor der kein Kunstwerk sicher ist; selbst heute nicht. Lederers „Fächer“ vor der Universität in Breslau, eine der trefflichsten Gestalten, wühlte davon ein Liedchen zu singen, wenn ihm Stimme gegeben wäre, wie Mozarts feinemem Gaste; so bleibt er eben ruhig auf seinem Postament stehen und staunt nur, warum man sich einmal über ihn enträsten konnte.

Da das seltsame Gewächs an kein Klima gebunden ist, gedeiht es überall. Selbst bei uns, im Lande der Denker und Dichter, kommt es vor, daß böse Winde Samen sporen auf dieses oder jenes Kunstwerk wehen. Im allgemeinen kann sich aber die Intelligenz hierzulande nicht zu dem Gedanken bekennen, daß der menschliche

Körper Blätter treibt, und verlangt, trotz mancher dunkler Widersprüche, energisch die Behandlung der Kunstwerke von diesem Gesichtspunkte aus.

Daß unsere Nachbarn jenseits der Vogesen ebenso denken und sich ihre Freude an keinem Punkte eines Kunstwerkes verkümmern lassen, das braucht man wohl nur nebenbei zu erwähnen.

Interessant wird das Studium der Familie „Feigenblatt“ in ihrem eigenen Geburtslande. In jenen klassischen Stätten der Kunst, wo die klimatischen Verhältnisse den Menschen in der Absoolvierung seiner Alltätigkeit etwas natürlicher erscheinen lassen, macht man sich merkwürdigerweise keine Gedanken über Widernatürlichkeit in der Kunst und es herrscht in der Feigenblattindustrie ein wilder Effektivismus, der dem Gegner von Pflanzenkulturen am menschlichen Körper, bisweilen ein herzhaftes Gelächter abnötigt — wenn er sonst Sinn für Humor hat.

Fern im Süden das sonnengesegnete Sizilien mit seinen prächtigen Betwohnern ist von des Gedankens Blässe noch nicht unnützlich angekränkt. Bis auf den Adam in den Mosaike der Kathedrale von Monreale, der in seiner völligen Geschlechtslosigkeit unmöglich als Menschenbater gedacht werden kann, erfreut sich die Kunst einer erquickenden Kostümbedürfnislosigkeit, die auch insofern auf das Kunstgewerbe hinübergreift, als es üblich ist, für das Konterfei einer repräsentablen Vertreterin des schönen Geschlechts eine Toilette zu wählen, die nichts Ungeföhrenes übrig läßt. In den Photographienkästen von Catania, Siracusa und selbst von Palermo kann man ergöhliche Beweise dafür sehen. Wie könnte auch ein Völkchen, das selbst soviel Freude an unverhüllter Natürlichkeit empfindet, sich seine Kunst durch Unsinngigkeiten verleben lassen?

Auch Neapel ist skrupellos.

Rom aber hat einen schwierigen Stand. Wie soll sich die Metropole der katholischen Christenheit, die ehemalige Hauptstätte der heidnischen, lebensfreudigen, griechisch-römischen Kultur, die heute noch den größten Teil der kostbaren alten Kunstwerke birgt, zu dieser Frage stellen? Waren doch sogar die christlichen Renaissancekünstler so eigenwillige Köpfe und erfreuten sich unter kunstverständigen Päpsten so freier Bahn, daß die spätere Zeit in puritanischen Anfällen nach Korrekturen schrie. Michelangelos Christus, den sich der Künstler als den aus dem Grabe Auferstehenden dachte und konsequenterweise ohne Bekleidung schuf, konnte erst nach Anlegung eines Bronzeschurzes in der Kirche Santa Maria Sopra Minerva aufgestellt werden: für den rechten Fuß erhielt er übrigens nachträglich noch einen Bronzeschuh zum Schutz gegen fromme, vernichtende Kräfte. Eine höchst merkwürdige löstümliche Ergänzung dieser Marmorfigur: Schurz und einen Stiefel. Auch der Gipsabguss in der durch Sienkiewicz bekannter gewordenen kleinen „Quo vadis-Kapelle“ in der Via Appia draußen, trägt dieselbe Deloration.

In der Sixtinischen Kapelle, in der der jeweilig neuerwählte Papst die erste Messe liest, ist das große Altarfenest, das jüngste Gerüst, das Schmerzenskind Michelangelos, weil er mit Unlust an die Arbeit ging, auch das Schmerzenskind der späteren Zeit geblieben, weil der Künstler auf dem etwa 200 Quadratmeter großen Bilde die Kostümfuge kurzerhand dahin erledigt glaubte, daß er annahm, zur Zeit des jüngsten Gerichtes würden Herren- und Damenschneider ihre Tätigkeit bereits eingestellt haben. Später gelangten an alle Beteiligten des jüngsten Gerichts je nach dem mutmaßlichen Bedarf Kostüme zur Verteilung, die, leider nicht immer geschickt aufgetragen, das, was sie vertuschen sollten, nur noch erhöhter Aufmerksamkeit überlieferten — außer Betracht bleibt bei dieser Korrektur die Barbarei am Kunstwerk, gegen die sich der Künstler selbst in einer Weise gewehrt haben würde, daß den Puritanern der Antrag im Munde stecken geblieben wäre.

Die unschätzbaren Skulpturenansammlungen des Vatikan sind, wie das eigentlich kaum anders zu erwarten ist, unter gütiger Weisheit der wunderlichsten Blattformationen jeglicher Männlichkeit beraubt und kauderzäßig geworden. Einige Blätter sind stets zur Seite geschoben, wahrscheinlich nur, um keinen Streit aufkommen zu lassen ähnlich dem: „Knabe oder Mädchen von Anzio“. Das unplatzierte Feigenblatt erinnerte mich stets an eine Knabenstatue im Jardin du Luxembourg. Der Künstler hatte dem Kleinen dezenterweise einen Schurz mit auf den Weg gegeben, der aber indessen unter's Kinn gerutscht war. Diese Knauigkeit wirkt allerdings anders als die Feigenblätter im Vatikan. Die Frauengestalten sind aber von einer unberrückbaren Plättigkeit; sie sind völlig verstümmelt, wie bereits erwähnt, unter reichlicher Verwendung von Blech.

Im Lateran, der zwar ebenfalls eine päpstliche Sammlung ist, aber in einem ganz anderen Stadtteil liegt, schien man etwas weltlicher sein zu wollen; die Verhüllung ist nicht so gründlich erfolgt, wie im Vatikan. Daß man aber der ruhenden Attis eine Kleinigkeit in den Schoß legte, war wirklich überflüssig, und kleidet sie nicht so gut, wie die Badelampe, die eine sonst unbekleidete Daphne in Binz erhielt.

Das vorgehängte Feigenblatt genügt der Galerie Colonna nicht; es muß sogar alles fest geklebt sein, damit Verschleibungen nicht mehr stattfinden können. Und radikal mit toller Konsequenz sind in der Galerie Doria Männlein und Weiblein bis zu den kleinsten Putten dem puritanischen Element zum Opfer gefallen. Eine Gruppe (im zweiten Flügel) stellt eine Rederei zwischen einem ganz kleinen Jungen und einem so etwa fünfjährigen Mädchen dar, ein aller-

liebsten Marmorwert; aber es wird dem unbefangenen Beschauer verleidet durch die geradezu läppische, widerliche Verbedungsmanie, der man in diesem Falle pathologischen Charakter zuschreiben muß.

Der tanzen Satyr (Nr. 18) bei Colonna hat den Schimpf, den man ihm antun wollte, nicht ohne Protest hingenommen; er ging bei den Vorarbeiten einfach aus dem Reim, wurde selbstredend wieder ergänzt und erduldet jetzt mit würdiger Miene den Hohn, daß auf seinem stark gedunkelten Körper gerade jene Stellen in grellem neuen Glanze erstrahlen, denen man bei normaler Betrachtung eine besondere Aufmerksamkeit nicht zuteil werden ließe.

Herrlicher, heidnischer Natürlichkeit erfreut sich dagegen das Nationalmuseum in den Diokletiansthermen, mit ihm noch eine ungezählte Reihe anderer. Vermutungen, was sich hinter diesem oder jenem Blätterzierat verbergen dürste, können nicht aufsuchen. Frei und offen, wie es der Künstler geschaffen, oder wie das Werk gefunden wurde, steht es vor unseren Augen.

Und zwischen diesen beiden Polen, dem ängstlichen Verblättern und der unverhüllten Natürlichkeit schwanken die Museumsgepflogenheiten herüber und hinüber.

Einen wahrhaft goldenen Mittelweg geht das Kapitolinische Museum. Mit dem schuldigen Respekt vor der Schönheit des Frauenkörpers — es wäre auch geradezu ein Verbrechen, an der esquilinischen Venus oder ihrer kapitolinischen Zwillingsschwester forrignierend einzugreifen — suchte man nach einer gangbaren Formel für das andere Geschlecht und fand sie auch: „Groß oder klein?“ das ist hier die Frage. Was sich an Segen zu bemerken macht, könnte nach dem Dafürhalten der leitenden Behörde ein bißchen Kleidung wohl vertragen, aber — Kleinigkeiten übersieht man.

Max Rentwich.

Die verschiedenen Größenverhältnisse der Menschen und ihre Ursachen.*

Wenn in erster Linie die Rasse und mit ihr die Vererbung im allgemeinen von einschneidendem Einfluß auf die Körpergröße einer Person sind, so gibt es außerdem noch einige Faktoren, die daneben in gleicher Weise, unter Umständen selbst in ganz bedeutendem Grad auf dieselbe, wie überhaupt auf die Körperentwicklung einwirken können. Man hat behauptet, daß Aufenthalt in den Bergen auf das Längenwachstum hemmend einwirke, und dabei u. a. auf das Beispiel der Sabobarden hingewiesen. Inbessen läßt sich ebensogut für das Gegenteil der Beweis antreten. So z. B. stellen die Bewohner der schottischen Hochlande die größten Leute der Erde. Zum Teil erklärt sich die Kleinheit der Gebirgsbewohner durch die Rasse. Die Sabobarden, wie überhaupt alle kleinen Bewohner des Hochplateaus Mittelfrankreichs, desgleichen die einzelner Gebirgsgegenden Norwegens und der Alpen sind gleichzeitig klein, kurzköpfig und von dunkler Haut; dieser Umstand weist darauf hin, daß sie der sogenannten alpinen Rasse angehören, d. h. die Nachkommen jener kleinstwüchsigen Asiaten vorstellen, die in der Vorzeit von Osten her Europa übersluteten, aber später vor der Einwanderung der nach Süden vordringenden Vertreter der nordeuropäischen hochgewachsenen Rasse in die schwer zugänglichen höher gelegenen Teile des Landes flüchteten. — Nicht minder aber mögen auch ungünstige soziale Bedingungen der Gebirgsbewohner, wie spärliche Nahrung, rauhe Witterung und sonstige Schwierigkeiten im Kampf ums Dasein, zu ihrer geringen Körpergröße beitragen. Denn, wie Livi feststellen konnte, drückt die Höhenlage die Körpergröße von Leuten, die in einer gewissen Wohlhabenheit aufwachsen, nicht herab, und wo ausgedehnte Weideplätze im Gebirge sich finden, die Bewohner also reichlich mit Milch und Fleisch versorgt sind, da gedeihen auch große Menschen.

Geographische Lage soll ebenfalls auf die Entwicklung der Körpergröße von Einfluß sein. In der Tat finden wir, daß, wenigstens in Europa, im allgemeinen die Körperlänge von Norden nach Süden hin abnimmt. Diese Erscheinung ist ohne Zweifel wiederum der Rasse zuzuschreiben, denn wie wir weiter unten noch erfahren werden, nimmt der nordeuropäische Typus, der sich durch hohen Wuchs auszeichnet, von Norden nach Süden ab und macht allmählich der schon erwähnten alpinen Rasse, bezw. weiter südlich der mittelländischen Rasse — für die beiden letzteren ist kleiner Wuchs charakteristisch — Platz. Uebrigens leben Norweger und Lappen doch auf demselben Breitengrad, ebenso Rhodänen und aufgeschossene Neger, und besitzen doch so grundverschiedene Körpergröße. Klimatische und geographische Verhältnisse sind somit wohl kaum oder wenigstens nur ganz unbedeutend imstande, die Körperentwicklung zu beeinflussen.

*) Diese Ausführungen entnehmen wir mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Sireder u. Schröder in Stuttgart dem soeben in deren Verlag erschienenen Buche „Menschenkunde“ von Dr. med. et phil. Georg Buschan in Stuttgart. Mit 3 Tafeln und 80 Textabbildungen. 273 Seiten. Geheftet 2 M., gebunden 2,80 M.

Dagegen spielen die hygienischen und Ernährungsbedingungen, ebenso der Beruf, eine große Rolle. Not und Armut halten die Körperentwicklung auf, bringen somit kleine Menschen hervor, Wohlhabenheit und Reichum dagegen begünstigen sie, lassen also Menschen von höherer Statur entstehen. Kinder besser sitzierter Familien eilen in der ganzen Körperentwicklung, also auch in der Körperlänge, gleichalterigen Kindern aus Arbeiterkreisen voraus; dies ist übereinstimmend in England, Schweden, Dänemark, Rußland, Berlin, Sachsen, Schweiz, Italien, Nordamerika und anderwärts festgestellt worden. Der günstige Einfluß guter Ernährung während der Kindheit macht sich auch noch in späteren Jahren bemerkbar. Wehrpflichtige aus reichen und gesunden Bezirken erreichen eine höhere Körperlänge als Wehrpflichtige aus ärmeren und dicht bevölkerten Bezirken; diese Erfahrung machte bereits Villemé im Jahre 1816 an Rekruten aus dem Pariser Stadtkreis. Aus diesem Grunde sind auch die englischen Juden, die sich einer gewissen Wohlhabenheit und unbeschränkter Freiheit erfreuen, viel größer (1,70 Meter) als ihre Glaubensgenossen in Galizien (1,623 Meter) und Warschau (1,61 Meter), wo sie in Ghettos eingepfercht unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen ihr Dasein fristen. Unter den Juden Londons wieder sind die im vornehmen Bestend wohnenden größer (1,714 Meter) als die im elenden Whitechapel wohnenden (1,641 Meter). — Verbesserung der hygienischen und Ernährungsverhältnisse vermögen dieses Minus an Körpergröße wieder auszugleichen, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade. Die mit 17 Jahren in die Militärvorbereitungsschulen zu Montreuil und Saint-Gipoulte aufgenommenen Jüglinge waren im Durchschnitt um 1,9 Zentimeter kleiner als diejenigen gleichaltrigen Schüler, die bereits vor einigen Jahren hier aufgenommen und unter dem gesundheitszuträglichen Schulregime aufgewachsen waren. In verschiedenen Staaten hat man bei Vergleich der Körpergröße der Stellungspflichtigen zur gegenwärtigen Zeit mit der vor Jahren festgestellten können, daß die durchschnittliche Körperlänge der Bevölkerung zugenommen hat, was allgemein mit der Hebung der allgemeinen sozialen Lage, der Entwicklung des Handels und der Verbesserung der Lebensbedingungen in Verbindung gebracht wird. So hat man in Schweden seit 1868 eine merkliche Zunahme der durchschnittlichen Länge, desgleichen in Dänemark seit 50 Jahren um $\frac{3}{8}$ Zentimeter, in Baden seit 40 Jahren um 1,2 Zentimeter, in einzelnen Bezirken sogar mehr, in Prag ebenso für einzelne Stadtviertel seit acht Jahren, in Saboben seit dem ersten Kaiserreiche bis zu 11 Zentimeter und dementsprechend eine Abnahme der kleinen Leute konstatiert. — Bei Kindern genügen unter Umständen schon kürzere Zeiträume, wie z. B. ein mehrwöchiger Aufenthalt in den Ferienkolonien, um bemerkenswerte Zunahme in der Entwicklung zu erzielen. Umgekehrt wachsen Kinder während der Schulzeit etwas weniger als in den Ferien. — Auch das Tierexperiment zeigt deutlich, daß gute Ernährung und sorgsame Pflege dem Längenwachstum günstig sind. Junge Giraffen, die man zu Paris in den Jardin d'acclimatation gebracht hatte, waren um 5 Zentimeter kleiner als die gleichaltrigen Tiere, die hier geboren und aufgezogen worden waren. Ein noch mehr in die Augen springendes Beispiel bieten die kleinen Ponys auf den Shetlands-Inseln einerseits und die kräftigen Pferde aus Léon an der Küste der Bretagne andererseits. Beide Formen stammen zwar von derselben Rasse ab; jene sind indessen auf spärliche Nahrung, zum meist schon seit Generationen auf Flechten angewiesen, diese haben auf saftigen Triften und Weideplätzen reichlich Nahrung zur Verfügung.

Ueber den Einfluß von Stadt und Land auf die Körpergröße sind die Ansichten geteilt. Während Quetelet für Belgien, v. Hölder für Württemberg, Ammon für Baden, Meißner für Schleswig-Holstein, Chatelet für die Schweiz, Lapouge für Frankreich und Ajima für Japan die Beobachtung zu verzeichnen haben, daß die Städter im Durchschnitt größer als die gleichaltrigen Landbewohner sind, wollen Veddoe für England, Ranke für Bayern, Mutschkin für Rußland das Gegenteil gefunden haben, wenigstens daß in großen Städten die Körpergröße hinter dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung der betreffenden Länder zurückbleibt.

Wir wollen das Kapitel über die normale Körpergröße nicht verlassen, ohne zu erwähnen, daß sie zu verschiedenen Tageszeiten nicht die gleiche ist. Unmittelbar nach dem Erheben aus dem Bett ist der Mensch am größten; er verliert bis zum Abend 1 bis 2 Zentimeter an Körperlänge, nach stärkerer Ermüdung, auch schon nach angestrengtem Stehen oder Gehen noch mehr, bis zu 4 bis 6 Zentimeter. Nimmt er im Verlaufe des Tages von neuem längere Zeit die horizontale Lage ein, so steigt seine Körperlänge wiederum an. Das Kleinwerden geht in der Hauptsache in den ersten Stunden nach dem Aufstehen vor sich und erreicht nach 4 bis 5 Stunden so ziemlich sein Maximum. Es ist diese Erscheinung darauf zurückzuführen, daß die Zwischenwirbelscheiben durch das Gewicht der auf der Wirbelsäule lastenden Körperteile zusammengedrückt werden; außerdem rutschen am Hüftgelenk die Schenkelköpfe um ein geringes tiefer in die Pfanne, und schließlich scheint auch das Fußgewölbe eine leichte Abflachung zu erfahren. Unter sonst gleichen Verhältnissen bühnen große Leute mehr an Länge ein als kleine, desgleichen jüngere Erwachsene und angestrengt arbeitende mehr als ältere und sich körperlich weniger anstrenghende Personen.